Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 39

Artikel: Der Staldenbauer

Autor: B.F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648521

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mäßige Ungaben zu machen, ift infolge Fehlens von Steuerbüchern unmöglich. Er muß aber nach dem fompetenten Urteil Heftor Ummanns stets ganz klein gewesen sein. Diese Unnahme wird durch die Erscheinung, daß die Siedlung wie selten eine, auf ihrem äußeren Stande geblieben ist, gestügt. Kaiserstuhl zählte 1839/40 395, anno 1888 363, 1900 368, 1910 357, 1920 374, 1930 349 Einwohner und dürste gegenwärtig kaum die Höhe der Zahl vor einem Jahrhundert (1839) wieder erlangt haben. Es ist die Miniaturstadt par ercellence, womit — wie schon erwähnt — nur Kue, Greisensee und etwa Kegensberg in entsprechenden Bergleich gezogen werden dürsen. Daß in einer Januarnacht 1920, anläßlich eines Föhnsturmes, der ursprünglich ganz an der östlichen Kingmauer liegende sogenannte Escherhof (das Stammhaus der Familie Escher von Zürich) verbrannte und ungenügend restauriert wurde, ist bedauerlich.

Raiserstuhl hat seine kirchliche Stellung stets gut gewahrt, ist aber, trop seiner Zugehörigkeit zum nahen Bistum Konstanz, nie durch diese Direktiven beeinslußt worden, wie beispielsweise seine Nachbarin Klingnau. Heute gehört es als aargauische, katholische Kirchgemeinde zur Diözese Basel (mit Bistumssit Solothurn). Seine Schule ist aus einer geistlichen Pfründe hervorgegangen.

Trot seines Anschlußes an die Eisenbahn im Jahre 1876, ist es auch im gegenwärtigen Jahrhundert in seinen Schulverhältznissen in Unikum geblieben. Als sogenannte Gemeindeschule besitt es nur eine Gesamtschule (ein Lehrer für 8 Schulighre).

besitt es nur e in e Gesamtschule (ein Lebrer für 8 Schulsabre), wozu noch eine Bezirfsschule mit zwei Hauptsehrern tritt. Die Schülerschaft der letzteren hat interkantonasen, ja in Friedens-

zeiten sogar internationalen Charafter (Schüler aus den Kantonen Aargau und Zürich, und Deutschland).

Auf die Frage, welcher der beiden Umftände, der geopolitische oder der wirtschaftliche, bei Raiferstuhls Entstehung und Entwidlung stärter wirtsam gewesen sei, muß gesagt merden: der politische. Beide waren aber durch all die Jahrhunderte und — wie statistisch dargetan wurde — auch im letten nicht im Stande, die Siedlung aus dem Stadium oder Rang einer Zwergstadt hinauszubringen, was ihr aber in ihrer Physiognomie zugute fam. Im Berhältnis zur stets fehr bescheibenen Bevölkerungszahl, seinen äußerlich ungunstigen Beziehungen zu wichtigen schweizerischen oder ausländischen Rulturzentren (als wichtigste kamen wohl von jeher das Kloster St. Blaffen und die Stadt Freiburg i. B. in Betracht) ift auffallend, daß eine Reihe von Berfönlichkeiten außergewöhnlichen Formates, ja sogar teilmeise überragender Bedeutung aus ihm hervorgegangen find, so mehrere noch dort geborene Bertreter der Dynaftie Escher, wie 3. B. Heinrich und Johannes Escher, der Goldnerhauptmann hans Kaltschmied, der Feldmarschall Johann Jakob von Manenfisch (1726—1802), der Bildhauer Franz Ludwig Wind (1719-1789), ein Vorfahre des genannten Hiftorifers und Pfarrherrn, der unter anderm die Statue von Nepomut und die Kanzel in der Kirche schuf, sowie Chorherr Johann Baptift von Magenfisch, der jungere, später zur militarischen Karriere übergetretene Sohn des Feldmarschalls.

Erfreulich ist, wie im letten Jahrzehnt der Schweizerische Heimatschutzbund sich erfolgreich für die Restauration wertvoller alter Häuser eingesetzt hat.

Der Staldenbauer

(Gine Geschichte zum Gibgenöffischen Bettag)

Oben am Stalden gegen den Gemeindewald hin, hat der Bauer Hansseppli Rupper sein Anwesen, weswegen er im Dorse der "Staldenbauer" genannt wird. Da es dem Hansseppli und den Seinen bisher stets recht ordentlich ergangen war, sogar trot allen Krisenzeiten, so hatte er auch keinen Grund gehabt zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldenbauer mit den Seinen am Sonntag in der Kirche öfters zu sehen war, so siel es dem Pfarrer nicht schwer, die sichtlich guten Erfolge des Hansseppli als Landwirt, mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchblicken lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit tenne und das Beten noch nicht versernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürse, als einer, der meine, er alsein sei die Quesse Guten in seinem Heim und Haus.

Ganz nach dieser Ansicht schien sich Hansseppli zu verhalten. Hansseppli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch dumm, wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koste. So wurden denn an seinem Tisch und in seinen Stuben sleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stalle und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhossen durste, daß er nicht vergeblich gesprochen seiz denn warum soll man denn nicht auch beten können; Lieber Herrgott, mach' doch, daß der Blust nicht dem Frost zum Kaube wird, daß meine Saat nicht erfriert, daß die Kartossen recht groß werden, mein Vieh gesund bleibt — und deraleichen mehr.

So war es bis zum Sommer des letten Jahres mit Hansseppli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus

feinen bisherigen Geleifen ganglich berausgebracht und felbt sein "frommes Beten" erschüttert hatte. Nach einem schwülhei-Ben Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen und die Waffer eines schweren Wolfenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst gang friedlich vorbeifließenden Staldenbach so fehr mit Fluten, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hanssepplis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wüftes Unheil anzurichten. Aber nicht genug daran! Raum, daß er mit Aufwendung aller Rräfte und Silfsträfte die zerftörten Felder und Ader mühfam wieder bergestellt und trot der vorgerückten Jahreszeit noch einmal alles angesät hatte, in der Hoffnung, daß bei fleißigem Gebet bas meiste wohl noch eingeholt werden fönne — da hatte ihm der Staldenbach zu Ende des Juli, nach einem abermaligen heftigen Gewitter, noch einmal und fast an derselben Stelle die Ader vermüstet und die sprossende Saat meggespült.

Begreiflich, daß den Staldenbauer eine fast verzweiselte Stimmung überkam. So also waren nun in diesem Jahre seine Gebete um Segen und reichliche Frucht in Erfüllung gegangen! Stand es so gut mit seinem Beten und Bitten? Ja, dann konnte er allerdings in Zukunst darauf verzichten! Und wirklich zeigte es sich, daß — wie der Staldenbach seine Saaten — das große Mißgeschick über Nacht in Hansseppli die gläubigen Gedanken und Gefühle weggespült hatten.

"Bon nun an kann an meinem Tisch das Beten unterbleiben", knurrte er am Morgen nach diesem zweiten Unglück, "ich will in meinem Hause nichts mehr davon wissen."

Hanssepplis Frau erschrack bei diesem verzweiselten Zornessausbruch ihres Mannes sehr, und die Kinder und das Gesinde suhren zusammen, als ob ein Blig mitten in den Frühstückstisch

eingeschlagen hätte. Sie bat den Mann, sich doch nicht zu versindigen. Hansseppli erwiderte jedoch mit erneutem Aufbrausen:

"Am Ende soll ich wohl dem Himmel noch danken, daß er mit seinen Wolkenbrüchen gewütet hat, wie es die Hölle nicht ärger hätte tun können! Ich war dis jeht für alles dankbar und habe gebetet, wie nur einer kann. Aber zu was denn noch beten, wenn man nicht erhört wird? — Also! So will ich darauf verzichten, und damit basta!"

Da war nun vorläufig bei Hansseppli nichts zu machen, und es blieb dabei, bis seine Frau eines Tages drunten im Dorse dem Pfarrer begegnete und dieser ihr und den Ihren noch sein Beileid über das Mißgeschick aussprach, dabei bemerkend:

"Nun hat der gute Hansseppli wohl so viel zu schaffen, daß er am Sonntag keine Zeit mehr findet, in die Kirche zu kommen? . . . Du mußt ihm aber sagen, daß er ob der Arbeit die Predigt nicht ganz vergessen solle, damit ihm im Unglück auch der Trost nicht fehle. Er hat sich ja sonst immer an das Weisheitswort: Bete und arbeite, gehalten."

Hierauf wußte ihm aber Kätheli etwas ganz anderes zu erzählen, nämlich wie Hansseppli das Beten in seinem Haus und Hein ausdrücklich abgeschafft habe und ihm keiner mehr damit kommen dürse.

Sehr erstaunt hörte der Pfarrer von diesen Dingen.

"Mh, mh", machte er, schüttelte den Kopf und bemertte dann nach einigem Nachdenken: "Da scheint mir zu meiner Berwunderung, daß Hansseppli wohl auch bisher nicht wahrhaft und richtig gebetet hat. Komm einen Augenblick auf meine Kfarrstube. Ich will dir etwas mitgeben für deinen Mann. Das, was ich in den Blättern rot angestrichen habe, soll er alle Tage vor dem Schlasengehen lesen, und wenn er damit fertig ist, will ich ihm neue Blätter schieden, und wenn will ich doch hoffen, daß sich Hansseppli bald eines Besseren besinne, schon am nächsten Sonntag wieder in die Kirche kommt und jedenfalls am Bettag unseres lieben Baterlandes nicht fehlen wird . . ."

Und die Frau ging mit dem Pfarrer hinauf, und der gab ihr weiter nichts als einen Haufen Zeitungen aus der letzten Zeit, und in diesen waren allenthalben die großen Unglücksfälle, Erdbeben, Boltsseuchen, riesige Wetterverwüstungen, Feuersbrünste, Schiffskatastrophen, Eisenbahn- und Flugunglücke, Boltsunruhen und Arbeitslosigkeit mit rotem Stift angestrichen.

"Siehst du", bemerkte der Pfarrer noch, "daraus soll Hansseppli ersehen, daß wir meist unser eigenes, verhältnismäßig kleines Unglück als zu groß zu betrachten gewohnt sind und dann für die wahrhaft großen, unglückseligen Geschehnisse viel zu wenig Mitgesühl haben, weil sie uns zu serne liegen. Wer das nun erkennt, der wird wohl auch wieder das Danken und Beten lernen, in der Einsicht, daß das, was ihm an Schlimmen zugestoßen, ost ganz gering ist gegen das, was so viele Tausende, ja oft Millionen-Menschen erseiden müssen."

Die Frau nahm das Paket dankbar entgegen und verstand es auch dafür zu sorgen, daß Hansseppli oft in den Blättern las und auch mit ihr darüber zu sprechen begann.

Und siehe, eines Worgens, noch lange bevor die verwüsteten Felder und Acker wieder hergestellt waren, sagte Hansseppli am Tische: "Wir wollen nun doch wieder beten! Ich weiß auch warum!" Und er trug den Bitt- und Dankspruch selber mit deutlicher Stimme vor.

Bon da an wurde beim Stalbenbauer wieder gebetet, aber in einem anderen Sinne als vorher. Und am Eidgenössischen Bettag war er mit den Seinen wieder einer der ersten in der Kirche und nach der Predigt drückte er dem Pfarrer die Hand und sagte:

"Ja, ja, ich weiß nun, daß man dem Himmel trot allem dankbar sein muß, wenn man nur gesund ist, arbeiten und fortbesteben kann."

Seitdem fieht Hansseppli wieder zuversichtlicher in die Welt und hält weitherziger als vorher an dem Spruche fest: Beten und arbeiten! B. F.

Bern und Zürich

Reine Angst, lieber Leser, es handelt sich weder darum, Bürich als Bundesstadt auszurufen, noch um die Verlegung von Bundesämtern nach dorthin. Auch wo der Bund (un)geschiedener Chemanner seinen Krongreß abhalten will, steht nicht zur Dis= fussion. Vielmehr geht es um die ganz simple Frage: "Wo gefällt es dir beffer, welche Stadt ift schöner — Zürich oder Bern?" Sie, lieber Berner-Leser, werden natürlich, ohne sich zu befinnen, ausrufen: "Selbstverftändlich Bern!" Und wenn Sie mich fragen, so ganz im Bertrauen, werde ich Ihnen ins Ohr flüstern: "Ganz Ihrer Meinung, verehrter Freund!" — Aber stellen Sie sich vor, zu welcher Gewissensangelegenheit sich die Beantwor= tung obiger Fragen für mich wandeln kann, wenn Sie mir, einem Zürcher, in den "Mauern" der Stadt an der Limmath selber gestellt wird (und fie wurde gestellt!). Dabei mochte ich mich winden wie ich wollte, und mich drehen wie ein geteilter Regenwurm, antworten mußte ich! So fing ich denn an zu vergleichen Bern contra Zürich. Beim Bahnhof fing ich an. Der eine groß, hell und geräumig, der andere etwas dunkel und eng und zum Umbau reif. Aber wie wenn es nur auf den Bahnhof ankäme! So spazierte ich langsam die Hauptstraßen ab. Spital= gasse, Marktgasse —Bahnhofstraße, Paradeplak, See. Hier die gemütlichen Laubengänge, der geschäftliche Mittelpunkt der Bundesstadt, auf der Straßenmitte die prächtigen Brunnen, überschattet von den weit vorspringenden Dächern der alten Bäuser — und dort der saute Verkehr einer Großstadt, mit

mächtigen Warenhäusern, grellen Reklamen, alles mit einer et= was unpersönlichen Note. Nur etwas abseits davon auf dem arünen Rasen blickt bescheiden Bater Pestalozzi von seinem Sockel herunter. Dann und wann aber, wenn vorn am See beim Bürkliplat Gemüsemarkt ift, scheint das Bild der Großstadt ein flein wenig verschwunden. - Bom häusermeer am Zürichberg blickt muchtig und stolz die Universität, aber vor meinen Augen schwebt eine andere, die, verdedt durch grüne Bäume, von erhöhtem Site aus zu einem Münfter und einem Gebäude mit riefiger Ruppel grüßt. Hier das Münfter, das in feiner Art eben= fogut in das mittelalterliche Stadtbild Berns paßt, wie dort das Großmünfter mit seinen Türmen in der geraden Linienführung zur modernen Stadt am glitzernden See gehört. Hier auf Schritt und Tritt Ruhe und Beschaulichkeit im Bilonis der Stadt, so findet man dies dort höchftens noch hinter dem St. Beter auf dem Lindenhof. — Zwei schone Schweizerstädte, jede herrlich in ihrer Art, zwei Representantenstädte unseres Landes, die eine als Großstadt mit Industrie, glänzenden Hotels und internationalem Berkehr — die andere schlicht und einfach, etwas steifer, konventioneller vielleicht als Bundesstadt der Eidgenoffenschaft, mit engen Gaffen, uralten Zeugen einer großen Bergangenheit, umsponnen von hundert Sagen. Eine stolze Stadt, aber auch eine heimelige Stadt auf ihrem Felfenkern, umfloffen vom ewi= gen Wellenfpiel der Aare. Hans Walther, jun.